

Ueber das Stottern

Autor(en): **Graber, G.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 47

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648364>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

fühls, um das wir nur da oben reicher werden können. Die bange Frage beschäftigt alle: Welche Schwierigkeiten stellt uns der Gipfelgrat entgegen, sind die Griffe vereist, weht



Bergfahrer in der Klubbhütte.

(Phot. Gyger.)

Sturm? Mühselige Haderei führt langsam ins Rässijoch hinein. Dort wird Halt gemacht, Rückblick und Ausblick gehalten und der Körper gestärkt. Noch steht das Schlimmste bevor. Die bange Ungebuld läßt unsern Führer nicht lange warten, er mahnt zum Aufbruch, indem er die ersten Stufen in den Grat schneidet.

Rechts stieben die Eisstübe auf den Schredfirn hinunter, links prasseln sie viel hundert Meter nieder aufs Lauteraarjoch. Messerscharf hebt sich der Berg, bietet luftigen Ausgud und schwindlige Bahn. Was tut's, der Fels ist fest, der Wille zäh. Der Führer gebietet halt, klettert voraus, sichert und zerrt. Wie er aber sieht, daß seine „Nachkommen“ die Erwartungen eher übertreffen, da fängt er an zu pfeifen — singen kann er nicht — und wiederholt zwei Gassenhauer-melodien in wenig bunter Abwechslung bis zum Gipfel. Wir begreifen: Die Kletterei erfordert die ganze Aufmerksamkeit, da taugt's am besten, sinn- und gefühlloses Zeug vor sich herzutrollern, der Rhythmus immerhin gibt Schwung und belebt.

So das Gesicht erdwärts gerichtet, die Nase an den Felsen und der Blick gefangen von den griffarmen Platten gelangen wir langsam in die Höhe. Klarer Sonnenschein beleuchtet unsern Weg und doch herrscht Januarkälte, die wir nur durch körperliche Anstrengung zu überwinden vermögen.

Zweieinhalb Stunden schon im Grat, der Gipfel winkt. Die Bahn wird leichter, und rasch stürmen wir hinan, um den Preis des Tages, Fernsicht und Gipfelpfeife zu genießen.

Gegen Morgen lag die Bergwelt in gleißender, glibern-der Sommerpracht. Da grühten vertraut die Wetterhörner; weiter südwärts schaute das Finsteraarhorn ernst drein, ein Blick westwärts aber bestürzte uns alle; Mönch und Jungfrau, sonst so friedliebend aneinander geschmiedet, drohten trotzig herüber, sandten finsternes Gewölk über Joch und Firn. Bergkundigen versprach dies nichts gutes.

Wir waren denn rasch einig, sofort aufzubrechen und noch wo möglich vor Einbruch des Gewitters den Schredfattel zu gewinnen. Der drohende Himmel beschleunigte unsere Schritte, ohne Sicherung, jeder auf sich selbst vertrauend, nahmen wir den südlichen Gipfelgrat zum Abstieg. Ein einziges Mal unterbrach der Führer die Stille, als er uns die Stelle zeigte, wo der Engländer Elliot seinerzeit, vom Seile gelöst, abgestürzt war, tief auf den Lauteraarfirn hinunter. Ueber der Fiescherkette wetterleuchtete es unaufhörlich. Die erst noch leuchtende Berglandschaft legte sich in schweres Grau. Donnerrollen, immer stärker werdend, durchbebte die Luft. Gerade hatten wir den Sattel erreicht, als die ersten kugeligen Tropfen fielen. Heulend segten die Vorboten des Unwetters über den Berg.

Ein eigentümliches Zucken in Handgelenken und Kopfhaut wies uns auf die größte Gefahr. Uebereinstimmend stellten wir es fest: Rasch, rasch, wir sind mit Elektrizität buchstäblich geladen, vorwärts, Bidel weglegen und in die Wand hinein. Der Führer schrie es uns zu, wir verstanden.

In überstürzter Eile gewannen wir die Flanke des obern Couloirs, wo wir uns an die Felsen banden und der Dinge harrten, die über uns kommen sollten. Eine Viertelstunde lang tobten die Elemente in sinnloser Wut. Sehen und Hören verging uns ob dem Krachen und Zucken der Blitze und dem Tosen niederstürzender Wassermassen. Unheimlich zu Mute war es uns, das darf ich nicht verschweigen; hingegen wußten wir, daß in der Bergseite drin, ohne Bidel, eine Einschlagsgefahr nicht groß war. In wenigen Minuten waren unsere Kleider tropfnah.

Rasch, wie es gekommen, verlief sich das Ungewitter, die Jungfrau lächelte jetzt süß, der Mönch hellte auf, in wenig Zeit standen wir in der Sonne. Wir waren zufrieden, keiner zürnte dem Berg, daß er uns beinahe abgeschüttelt hätte. Die Bidel fanden sich wieder, glücklicherweise, denn ohne sie würde uns das obere Couloir zum Verderben geworden sein. Was will der Jäger ohne Gewehr, was der Bergmann ohne Bidel?

Der Abstieg brachte keine Ueberraschungen; dem Steinschlag gingen wir aus dem Wege, Schneerutsch folgt gewöhnlich nachmittags und wird spärtern Partien zum Verhängnis, die die Tüden des Gebirges nicht erkennen und sich nicht belehren lassen wollen.

W. Sch.

Ueber das Stottern.

Von Dr. G. S. Graber.

Um ein Krankheitsymptom wie das Stottern richtig behandeln und folglich zu einer Heilung führen zu können, ist es notwendig, daß man die Ursache seiner Entstehung genau kenne.

Fast allgemein herrscht heute noch die Auffassung, das Stottern sei wegen eines Schreckerlebnisses, wegen einer zwangsmäßigen Nachahmungstendenz, wegen Furcht, oder Verspottung, wegen einer Infektionskrankheit usw. entstanden. Alle diese Momente können wahrnehmungsgemäß als die die Krankheit auslösenden Faktoren angesehen werden. Die eigentliche Ursache zu dem Uebel sind sie nicht.

Heute wissen wir, daß das Stottern eine Psycho-neurose ist, daß es sich folglich um eine gehemmte Gesamtentwicklung des Kindes, vor allem aber um eine Störung im Entwicklungsprozeß der Libido (Freud) handelt.

Was ist darunter zu verstehen? Jedem unbefangenen Beobachter von Säuglingen muß auffallen, daß bei Kleinkindern die Mundzone eine überaus große Rolle spielt. Ihre Betätigung wird besonders lustbetont. Die Libido konzentriert sich in diese Körperpartie. Bei normaler Entwicklung des Kindes nun, löst sie sich zum größten Teil davon ab, um sich zunächst mehr dem ganzen Verdauungsapparat, dem ganzen Körper und später im Reifealter der Geschlechtlichkeit zuzuwenden. Wo diese Wandlung gehemmt ist, tritt eine Störung in der Entwicklung ein. Die Libido

oder der Erotismus verharret auf der frühkindlichen Stufe, und der Mund behält seine überbetonte Bedeutung. Die Befriedigung erfolgt nach Art des Säuglings weiter durch Lutschen am Daumen, an Lutschern und anderen Gegenständen, durch übertriebenes Küssen, Schlecken, Rauchen, Nagelbeißen usw.

Mit dem Verharren der Erotik auf oraler (Mund) Stufe, ist aber die Veranlagung zum Stottern, und wo dieses auftritt, auch die Hauptursache dazu gegeben; denn die Libido kann sich hier nicht unbehindert auswirken. Es treten von Seiten der Erzieher Hemmungen und Verbote entgegen, die dann in dem betroffenen Kinde Verdrängungen auslösen. Begehren und Verbot schaffen aber einen Spannungszustand, einen Konflikt, Schuldgefühle und Angst, vor allem Angst vor Strafe.

Dieser Widerstreit zweier Tendenzen findet nun auch eine Fixierung im Sprechen. Schneider („Ueber das Stottern“, Entstehung, Verlauf und Heilung. Verlag A. Franke A.-G., Bern 1922) nannte dies den Streit der Willen beim Stottern. Entsprechend der starken münd-erotischen Betätigungsucht erhält auch das Sprechen eine Ueberbetonung in Schwachsucht, Prahlhanserei usw. Aber die Verdrängung setzt auch hier ein. Wille und Verbot zum Sprechen finden sich schließlich in einem Ausdruck des Kompromisses, nämlich im Stottern.

Freilich, so einfach wie die obige Darstellung das Krankheits-symptom schildert, liegt der Fall nur selten. Gewöhnlich kommen noch andere Faktoren verstärkend dazu, vor allem das Moment der Regression (Rückgriff, Rückwendung) späterer Libidofixierungen auf die Oraleerotik.

Worauf hat die Verhütung des Stotterns vor allem zu achten: Konsequente (nicht aber schroffe) Entwöhnung von der Münderotik. Dafür muß Ersatz geschaffen werden; Spiel und Betätigungen in anderer Richtung.

In Fällen, wo das Stottern wirklich auftritt, sollte die Heilung durch psychoanalytische Behand-

lung gesucht werden und nicht durch Medikamente oder didaktische Methoden, da bei letzteren Verfahren doch immer wieder Rückfälle eintreten, weil eben das Uebel nicht an der Wurzel angepackt wird. Wer sich über die Frage näher orientieren will, dem sei die letzte Nummer der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“ (herausgegeben von Dr. Meng und Prof. Dr. E. Schneider, Wien) bestens empfohlen. Sie enthält Aufsätze von Schneider (Stuttgart), Tamn (Stockholm), Meng (Stuttgart), Graber (Bern), Chadwick (London), Coriat (Boston) u. a. m. und ist als Sondernummer dem Stottern und seiner Behandlung gewidmet.

Die trippelnden Füße.

Von Helene Diesener.

Gilt ich durch die Räume im flüchtigen Schritt,
So trippelten sicher zwei Füßchen mit.
Wohin mich auch immer das Tagwerk gebracht,
Zwei Neuglein, die haben mich angelacht,
Zwei Füßlein, die waren flink wie der Wind,
Die folgten dem Mütterlein geschwind.

Nun ruht, was des pridelnden Lebens voll,
Und einst vor Jugendlust überquoll!
Doch ich ziehe wie damals durch das Haus,
Und höre im Lärm die Schritte heraus.
Sie folgen mir in der Freunde Kreis,
Sie huschen hinter mir, flüchtig und leis.

So leis wie ein Hauch und doch so schwer,
Wo nehmen die Füßchen die Kraft nur her?
Sie treten nieder mein Aehrenfeld,
— Du hast es geboten, Herr der Welt —
Die trippelnden Füße, die doch ruhn,
Wie können sie weh dem Herzen tun!

Die Tat der Maria Velbamer.

Roman von Kurt Martin. (Schluß.)

Paul Stein sprach weiter. „Der Mörder aber hatte mit seinem anonymen Brief an den Herrn Untersuchungsrichter wieder sein Ziel erreicht. Es war festgestellt worden, daß der Dolch, mit dem der Mord geschah, am Abend des 8. Oktober, wenige Stunden vor dem Verbrechen, gekauft worden war, und der Händler, der den Dolch damals verkaufte, erkannte auch in Dr. Römer den Besucher jenes Abends wieder. Alles wies auf Dr. Römer als den Mörder hin. — Der wirkliche Mörder konnte zufrieden sein. Aber es dauerte ihn zu lange. Er wartete immer und immer wieder auf eine Notiz in der Presse, daß die Schwurgerichtsverhandlung gegen Römer angelegt worden sei. Und da kam er auf den Gedanken, noch einen Zeugen oder vielmehr eine Zeugin gegen Dr. Römer vorzujagen, um ihn endgültig der Verurteilung auszuliefern. — Es meldete sich Fräulein Alma Stender und gab an, damals am 8. Oktober abends in der Lindengasse Dr. Römer getroffen zu haben. Sie hat das vorhin bezeugt. — Sie hat falsch geschworen. Sie hat damals abends in der Lindengasse nicht Dr. Römer getroffen, sie hat vielmehr den wirklichen Mörder getroffen!“

Da rauschte es wieder aufgeregt durch den Saal. Auch die Geschworenen zeigten Unruhe. Dr. Türmer sah, weit nach vorn gebeugt, vor seinem Tisch und starrte auf den Kommissar.

Alma Stender jammerte laut: „Ich habe ihn doch aber erkannt! Dann hat er eben viel Ähnlichkeit mit einem anderen Mann! Ich kann doch nichts dafür, wenn noch ein Mensch in der Stadt dem Dr. Römer ähnlich sieht! Ich habe deshalb doch nicht falsch geschworen! Ich lasse

mir so etwas nicht nachreden! Ich lasse mich nicht so verleumden! Ich!...“

„Schweigen Sie auf der Stelle!“

„Nein, ich —“

„Sie sollen ruhig sein!“

Der Vorsitzende schlug zornig auf den Tisch. Man sah es an der Röte, die bei des Kommissars Worten immer stärker in sein Antlitz stieg, daß ihn Paul Steins Bericht außerordentlich aufregte. Er nickte dem Kommissar zu. „Weiter!“

Paul Stein sprach: „Ich erfuhr auf der Suche nach weiteren Beweisen von dem Sohne des ermordeten Hombrecht, daß kurz vor Hombrechts Tod eine Anzahl Schecks — fünf Stück — mit insgesamt 115,000 Mark bei der Handelsbank in Hamburg, die Hombrechts Konto führte, zur Einlösung gebracht worden, alle fünf auf den Namen einer Tutta Bennor ausgefertigt.“

Er warf einen Blick zu Fritz Braun hinüber und sah, daß er erbleichte. Er sah aber auch, daß Alma Stender zu zittern begann und ihn entsetzt anstarrte. Und er sprach weiter.

„Man legte mir in Hamburg diese Schecks vor, die alle fünf mit der Schreibmaschine ausgefertigt waren. Nur die Unterschrift Julius Hombrechts war handschriftlich daruntergelegt. Diese Schecks wurden in Hamburg bei der Bank von einer jungen Dame, die blondes Haar hatte und eine Brille mit gelben Gläsern trug, zur Einlösung gebracht. Die junge Dame hatte es aber immer sehr eilig. Sie kam auf dem Hauptbahnhof in Hamburg an, nahm sich jedesmal ein Auto, fuhr zur Bank, löste den betreffenden Scheck ein und fuhr mit dem Auto wieder zum Bahnhof. Einmal ließ